

Live-8-Konzert

Bänder für Arme

Beim Live-8-Konzert in Berlin am 2. Juli wird gegen Hunger und Armut angesungen werden. Wie auch zeitgleich in London, Paris, Rom, Philadelphia, Ottawa und Tokyo. Wenn die Arme in die Höhe gehen, werden weiße Plastikbändchen an den Handgelenken zu sehen sein – denn inzwischen sind bereits drei Millionen Bänder verkauft, meldet Bob Geldof, Initiator der Kampagne Make Poverty History. Bänder gibt es derzeit für viele Zwecke. Schwarzweiße gegen Rassismus und grüne für fairen Fußball, man kann sich damit auch als HipHopper oder als Bruststillerin outen. Lance Armstrong hat das Bändchen populär gemacht, vor zwei Jahren verkaufte er 20 Millionen gelbe »Livestrong«-Bändchen für seine Krebsstiftung. Claudia Schiffer, Herbert Grönemeyer und David Beckham nehmen sie seither kaum noch ab. Es ist wieder beliebt, sich an eine Bewegung zu binden, wenn auch mit geringem Aufwand. Wären die Plastikbänder nur nicht hoffnungslos globalisiert. Wie der *Guardian* herausfand, wird der Geldof-Schmuck in China hergestellt, unter »ausbeuterischen Arbeitsbedingungen«.

JOHANNA LÜHR



DIE BÄNDER
unterstützen
ein
Kinderhospiz

UniCredito kauft HypoVereinsbank

Unsichere Bank

Eigentlich eine ganz alltägliche Sache: Man hat am Montagvormittag etwas auf der Bank zu erledigen, HypoVereinsbank, Filiale irgendwo Berlin-Mitte. Doch diesmal ist alles anders, der Mann hinter dem Schalter wirkt nervös, und er fängt auch gleich zu erzählen an. Erst seit wenigen Stunden ist offiziell bekannt, dass seine Bank von der italienischen Großbank UniCredito übernommen werden soll. Der Mann sagt, klar hätte er einerseits in den Zeitungen gelesen, dass das Deutschlandgeschäft wie bisher weiterlaufen solle. Aber andererseits eben auch, dass die Italiener viele Stellen streichen wollen. Und außerdem, sagt der Bankbeamte und schwitzt dabei auf der Stirn, habe er im Internet eine Insider-Seite gefunden, in der steht, der Name HypoVereinsbank werde bald verschwinden. Na ja, meint der Mann von der Bank dann noch, er habe jetzt erst mal beschlossen, sich keine Sorgen zu machen. Bringe ja auch nichts. Und dann geht man raus aus der Filiale und denkt, dass die Angst in diesem Land allmählich die Herrschaft übernimmt.

KR



Späte Enthüllung

Berlin hängt Kohl-Porträt auf – mit 13-jähriger Verzögerung

Es war ein anderes Land, damals, 1992, als Helmut Kohl zum Ehrenbürger Berlins ernannt wurde. Es war sein Land, dann ist es schief gegangen, und es wurde Gerhard Schröders Land, und jetzt wird es wohl Angela Merkels Land. Aber vergangenen Donnerstag, als er sein Porträt für die Ehrenbürgergalerie enthüllte, durfte sich Helmut Kohl noch einmal fühlen wie vor 13 Jahren. Beinahe wäre auch das schief gegangen. Vor drei Jahren fand Helmut Kohl – nach der Wahlniederlage, nach dem Spendenskandal, nach seinem Sturz – die Zeit, sich von dem Maler Lutz Friedel porträtieren zu lassen, und vor zwei Jahren gab Kohl das Bild frei, von da an hätte das Berliner Abgeordnetenhaus es kaufen können, aber das Bild war teuer, und der Senat durfte kein Geld ausgeben. Lutz Friedel sagt nicht, was er für sein Bild haben wollte, Walter Momper, Präsident des Abgeordnetenhauses, sagt nicht, was er schließlich dafür bezahlt hat, aber irgendwann war Helmut Kohl sauer wegen der ganzen Geschichte, und es gab keinen Termin für die Enthüllung. Kohl sagte, er warte auf eine Einladung, Momper sagte, er warte auf Terminvorschläge. Einer von beiden beendete dann das Warten, aber was kam zuerst? Die Einladung oder der Termin? Ronald Pofalla wartet auch. Der Mann ist in der CDU, in der CDU von Angela Merkel. In der CDU von Helmut Kohl spielte Pofalla keine Rolle. Jetzt steht er kurz vor der feierlichen Enthüllung allein an einem der Stehtische,

raucht, telefoniert, schreibt SMS, während sich um ihn herum ältere Männer unterhalten: Eberhard Diepgen, CDU, ehemaliger Regierender Bürgermeister, Christoph Stölzl, CDU, ehemaliger Kultursenator. Es ist ihre Veranstaltung, eine Veranstaltung der Ehemaligen. An einem der Stehtische sagt einer: »Wollt ihr mal wieder einen echten Kanzler sehen?« Es wird nicht ganz klar, ob das ein Scherz war, jedenfalls lacht niemand, aber das könnte an Volker Kauder liegen, Generalsekretär der CDU, er steht in Hörweite. Um kurz nach 17 Uhr steht Helmut Kohl zusammen mit Walter Momper auf dem Podest, links von ihnen das noch verhüllte Bild, hinter ihnen fünf Bilder des Malers Gerhard Richter, ein Zyklus mit dem Namen Rot Blau Grün. Sie sollen die Parteienlandschaft symbolisieren. Sie sind von 1994.

Walter Momper sagt: »Was lange währt, wird endlich gut.« Dann liest er die Urkunde vom 9. November 1992 vor, liest vor, dass der Name Helmut Kohl »unlösbar mit der Wiedervereinigung unseres Landes und unserer Stadt in Frieden und Freiheit« verbunden sei, und da wirkt Kohl wie Kohl, stolz, von der eigenen Person und der Geschichte ergriffen. Dann enthüllen beide das Porträt, es zeigt Kohl zusammengesunken in einem Sessel, Blick nach rechts, mit sich im Reinen. Einer sagt später: »Es trifft sein Wesen, es trifft seinen Jetztzustand. Schlecht ist es nicht.«

In seinem Jetztzustand hält Kohl eine Rede, frei, ohne Manuskript, über Kohl, über Bedeutung, über Geschichte, über die Zukunft, und am Ende erzählt er, wie es für ihn ist, wenn er in Berlin Jugendliche sieht, 15 Jahre alt, geboren und aufgewachsen in einer wiedervereinigten Stadt.

»Es ist ihr Berlin«, sagt er, und es hört sich an, als hätte er ihnen dieses Berlin geschenkt. Dann drückt jemand Helmut Kohl ein Glas Wein in die Hand. Mit Momper und dem Maler Lutz Friedel steht Kohl vor seinem Bild, ein paar Fotos, dann geht Helmut Kohl, und das Bier und die Häppchen kommen. Die meisten Gäste bleiben, reden.

Man kennt sich von früher, als es noch ein anderes Land war. Ronald Pofalla und Volker Kauder haben sich da schon auf den Weg gemacht.

MATTHIAS KALLE

BERLINER EHRENBÜRGER MIT EIGENEM GEMÄLDE (UND DAS JAHR IHRER ERNENNUNG):		
Heinrich Lübke	1962	
Konrad Adenauer	1963	
Willy Brandt	1970	
Herbert von Karajan	1973	
Anna Seghers	1975	
Michail Gorbatschow	1992	
Ronald Reagan	1992	
Marlene Dietrich	2002	
Heinz Berggruen	2004	

München stellt auf Digitalfernsehen um

Antenne Bayern

»Das musst du machen, Herrmann«, sagt Erika Rückert, 81. »Ich weiß doch auch nicht«, sagt Herrmann, 79. Die Rückerts aus München-Solln stehen vor Paletten mit silbernen und schwarzen Geräten. Herr Rückert versucht den Text auf einer der Schachteln zu lesen. »Das ist doch Englisch, oder?« Gruppen Überforderter irren derzeit durch Münchner Elektromärkte und müssen sich den Unterschied zwischen Cinch-, Scart- und Antennenbuchse erklären lassen. Grund: München stellt auf Digitalfernsehen um. Ohne Dekoder kann man nur noch drei Sender empfangen, und auch die werden bald gestrichen. Hausverwaltungen hatten in Treppenhaus-Aushängen schon düster vor »Engpässen bei der Verfügbarkeit der Geräte« gewarnt. Doch Engpässe gab es nicht. Viele Leute warten lieber ab – bis ihr Fernseher dunkel bleibt. In den Cafés des Glockenbachviertels raunen sich Agentur-Angestellte zu, dass hier die Häuser zu dicht stünden und so einen Empfang über Zimmerantenne verhierten. Wird Bayern zum neuen Tal der Ahnungslosen?

CHRISTOPH KOCH

192 Staaten – 9 Frauen an der Macht

Schlechte Quote

MARY MCALEESE

Präsidentin von Irland

CHANDRIKA BANDARANAIKE

Premierministerin von Sri Lanka

HELEN CLARK

Premierministerin von Neuseeland

LUISA DIAS DIOGO

Premierministerin von Mosambik

TARJA HALONEN

Präsidentin von Finnland

BEGUM KHALEDA ZIA

Premierministerin von Bangladesch

GLORIA MACAPAGAL-ARROYO

Präsidentin der Philippinen

JULIA TIMOSCHENKO

Premierministerin der Ukraine

VAIRA VIKI-FREIBERGA

Präsidentin von Lettland



JULIA
TIMOSCHENKO

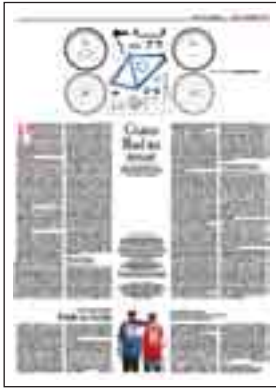
Wochenschau

Müntefering in Trier

Daheim bei Marx

Eine Tasse hält Müntefering in der Hand, bedruckt mit dem Antlitz von Karl Marx. Zur Neueröffnung von Marx' Geburtshaus ist er gekommen, steht im Garten und ist von Reportern umzingelt. Der Heuschreckenkritiker an der schwierigen Wurzel der Sozialdemokratie! Da wollen alle eine Pointe haben, etwa über Lafontaine, der ihn mit einer Partei links außen zu überholen droht. Und ob Müntefering jetzt den Marx auspacke, um zu kontern? Vergebens: Marx sei ein Theoretiker, sagt Müntefering, die SPD aber stehe für gute Taten. Marx' Haus ziehe aber die Chinesen an, die kommen nach Trier und sanieren so die öffentliche Kasse. Als Marx nicht zündet, möchte es einer ganz genau wissen, senkt die Stimme, ganz vertraulich: »Was hätten Sie in den letzten Jahren anders gemacht? Im Rückblick.« Da blickt Müntefering zorniger als Marx auf der Tasse, sagt: »Das ist so eine Frage, wie wenn man noch einmal im Sandkasten wär.« Im Abgang fügt er hinzu: »Ich denke an die Zukunft.« Und verlässt das Getümmel.

ADAM SOBOCZYNSKI



Geschichten, die das Leben schrieb

In der *ZEIT* Nr. 16/05 schrieb Matthias Altenburg über Spaß und Wahnsinn, sich ein Rennrad zu kaufen. Inzwischen ist er auf seinem Rad namens Black Beauty 2500 Kilometer gefahren. In einer E-Mail an die Redaktion schrieb er, welche Teile er bereits ausgewechselt hat: »Die Ultegra-Bremsbeläge, die auf der Felge schmirgeln, mussten den roten Kool-Stoppern weichen. Der Sattel wurde getauscht gegen einen von Selle Italia. Als suboptimal erwies sich der Einbau einer bergtauglichen Kompaktkurbel – die Schaltung streikte. Also zurück zur klassischen Ultegra-2fach-Kurbel: Die schnurrt wie eine Nähmaschine, verlangt aber strammere Waden. Ich habe gelernt: das Rennrad ist und bleibt eine Baustelle. Und: Das Ziel liegt immer in der Ferne.«

»Die dickste Gage«

Fortsetzung von Seite 65

ZEIT: Leistung und rot-grüne Regierung: Wie passt das zusammen?

Peymann: Vielleicht war es ein bisschen zu viel Rotwein, zu viel Toskana. Vielleicht ist das ein Problem der 68er. Vielleicht gehört das zum Charakter dieser Regierung, die jetzt den Boulevard der Dämmerung hinunterschreitet und wahrscheinlich dort verschwinden wird. Ich sage das mit Tränen in meinem Herzen, ich bedauere das. Gerhard Schröder ist als Mensch sehr angenehm. Ich habe mich einmal lange mit ihm unterhalten. Das war ein sehr gutes, kluges Gespräch.

ZEIT: Herr Peymann, wie sehr haben Sie sich selbst verändert?

Peymann: Vielleicht am wenigsten von allen. Aber das ist keine besondere Leistung, das Theater ist eben ein Biotop, in dem ich die schönsten Entwürfe erfinden kann. Ich muss sie aber nicht überprüfen, sie müssen nicht den Alltagstest bestehen. Nur mein Theater muss voll sein, das genügt. Wir leben davon, dass wir uns ein Leben vorlügen. Thomas Bernhard sagte, die Lüge ist unser Beruf. Ich musste unser Wirtschaftssystem nie grundsätzlich durchdenken. Es war immer klar, ich bekam die dickste Gage, aber gegen den Kapitalismus war ich trotzdem immer. Diese Grundverlogenheit hat mich immer daran gehindert, meine Träume aufzugeben.

ZEIT: Wo stehen Sie politisch, jetzt, im Sommer 2005?

Peymann: Wenn ich eine Partei gründen würde, wäre mir die Partei von Lafontaine und Gysi viel zu wenig links. Wo ist deren Vision einer gerechteren Welt? Ich sehe die nicht. Was ich sehe: Gysi auf allen Fernsehkanälen, und bei jedem seiner

Sätze spüre ich seinen Willen, wieder einen Wähler auf seine Seite zu ziehen. Bei seinem Drang, wahrgenommen zu werden, hätte Gysi vielleicht Nachrichtensprecher werden sollen. Aber dieses völlige Verschwinden einer Vision liegt natürlich nicht nur an Leuten, sondern in erster Linie an unserer Welt. Die Zeiten, in denen Karl Marx sich in der British Library eine neue Welt zusammengeschrieben hat, sind vorbei. Die globalisierte Welt stellt sich heute als ein vollkommen verschwommenes Gebilde dar. Man kommt nicht rein, man kommt nicht durch die Festungsmauern der journalistischen Beschreibung und der allgemeinen Beschönigungen. Hinter diesem Nebel liegt grenzenloses Unrecht: Millionen von Hungertoten, Afrika und Teile Südamerikas vor dem Kollaps, vergiftete Lebensmittel, Klimakatastrophen. Ich bin froh, ich bin gerade 68 geworden und werde das Inferno, in dessen Vorkämpfen wir uns befinden, nicht mehr miterleben. Denn irgendwann wird sich die Welt das nicht mehr gefallen lassen.

ZEIT: Sie sind ein Apokalyptiker.

Peymann: Nein, leider nicht. Ich wäre gerne einer, dann wäre ich erfolgreicher, siehe Frank Castorf. Aber ich habe zu viel Hoffnung in mir drinnen. Ich bin ja im Grunde immer noch der Mann mit dem Kindertraum.

ZEIT: Na, Ihre Beschreibung unserer aktuellen Gesellschaft hat sich aber gerade nicht so angehört.

Peymann: Klar, das geht nicht anders. Ich will es so sagen: Es ist etwas faul im Staate Dänemark, davon können Sie ausgehen. Aber was würde passieren, wenn man sich auf den Weg machte, hinter die Tarnung zu blicken, nach dem Motto: Claus Peymann sucht einen Schuldigen? Ich würde auf einen Mann wie den ehemaligen AEG-Chef Dürr treffen, Arbeitgeber für viele hunderttausend Mitarbeiter. Und? Reizender Mann! Fördert in seiner Freizeit die Thomas-Bernhard-Gesellschaft. Was soll ich gegen den sagen? Dann

treffe ich Gerhard Schröder. Sehr nett. Dann den Bundespräsidenten Köhler. Sehr witzig, mit dem habe ich neulich über die Frage der Werktreue bei Schiller diskutiert. Was soll ich gegen den haben? Verstehen Sie? Die Zeiten, in denen Brecht den Zigarren rauchenden Fabrikbesitzer als Feind ausgemacht hat, sind vorbei. Ich bin überzeugt, wenn ich in Detroit den General-Motors-Mann besuche, der in einem Handstreich Städte wie Rüsselsheim oder Bochum platt macht, dann ist der sicher auch nett und klug. Dieses System hat sich hinter einer Struktur versteckt, die Tarnung ist perfekt. Vielleicht muss man sich Schröder und Fischer auch als eine Art Don Quichotte und Sancho Pansa vorstellen, die in dieser Welt gegen Windmühlen kämpfen. Wer von beiden wer ist, das überlasse ich Ihrer Fantasie.

ZEIT: Und was kommt jetzt?

Peymann: Na, die Ideologen Stoiber und Roland Koch schicken die schon ein bisschen in die Jahre gekommene Jungfrau von Orléans, Angela Merkel, nach vorne. Ob das besser wird? Ich habe nichts gegen Frau Merkel, im Gegenteil, sehr nette Frau. Sie war unlängst in unserem Theater, trug ein richtig hoch geschlitztes Kleid. Da dachte ich: Oh, lä, lä! Aber ich kann sicher auch nicht sagen, ich gehe durch einen Tunnel, und dahinter ist ein Licht, und das ist Angela Merkel. Nee, so nicht. Wir leben ja in der absurden Situation, dass ganz viele Leute den Wechsel wollen, aber gleichzeitig sagen, die Neuen werden es nicht besser machen. Ist das Fatalismus? Oder sind wir schon beim gefährlichen Bruder davon, dem Zynismus?

ZEIT: Noch mal zurück zu den 68ern: Wie geht Ihre Generation mit ihrer Vergangenheit um?

Peymann: Ich will diese Frage mit einer Anekdote beantworten. Als Otto Schily in Bayern für den Bundestag kandidierte, bat er verschiedene ihm nahestehende Leute, für eine Broschüre einen Text zu schreiben. Ich schrieb eine Hymne auf den

RAF-Anwalt Schily von damals, wie er in diesen trüben Zeiten den Rechtsstaat verteidigte. Schily rief mich an, na ja, das würde er in dieser bayerischen Broschüre doch nicht so gerne lesen. Der Text wurde nicht gedruckt.

ZEIT: Was ist das Erbe der 68er?

Peymann: Ich kann nur von mir reden. Wir versuchen im Berliner Ensemble seit Jahren, gegen den Trend zu stehen, der die Kunst marginalisiert. Theaterstücke sollen am besten nur noch 70 Minuten dauern, und auf den Bühnen stehen nur noch Videomonitore. Bei uns sind die Schauspieler die großen Zauberer, und im Mittelpunkt steht die Literatur. Und wir vertreten kämperisch ein anderes Zeitmaß, Stücke dauern bei uns auch mal fünf Stunden. Manchmal kann auch ein Museum eine Vision sein. Aber das ist kein Erbe, sondern ein manchmal mit Verzweiflung hochgehaltenes Fähnchen.

ZEIT: Sie reden von Ihrer Kunst. Und das politische Erbe?

Peymann: Sicher nicht die Botschaft von der grenzenlosen Freiheit.

ZEIT: Sie warnen davor?

Peymann: Ach was, bloß keine Grundsatzklärung. Erben ist sowieso etwas Schreckliches. Ich bin für die hundertprozentige Erbschaftsteuer. Ich finde es ungerecht, wenn unbegabte Menschen Millionen erben, nur weil sie Kinder sind. Das Geld sollte an das Gemeinwesen gehen. Und Ideen? Vererb? Unsinn. Leben hört auf und fängt neu an.

ZEIT: Schriftsteller wie Peter Handke, Botho Strauß und Thomas Bernhard waren und sind Ihre langjährigen Weggefährten. Waren das 68er?

Peymann: Nein. Die waren zwar mittendrin und sind sehr politisch gewesen. Aber sie sind immer ihren eigenen künstlerischen Weg gegangen. Sehr konsequent. Konsequentisten, wie Thomas Bernhard es ausdrücken würde. Apropos Bernhard: Soll

ich Ihnen noch die Geschichte erzählen, welchen Einfluss er damals hatte auf das Interview mit Andre Müller in der *ZEIT*?

ZEIT: Gerne, dieses Interview ist ja bis heute legendär. Sie waren Burgtheater-Direktor und haben damals halb Österreich beleidigt.

Peymann: Dieser Andre Müller saß ein paar Tage bei mir, und wir haben geredet und geredet. Ich hatte unterschrieben, dass ich das Gespräch, das eigentlich im *Spiegel* erscheinen sollte, vor Veröffentlichung nicht gegenlesen will. Wochen später rief mich ein Mann vom *Spiegel* an und sagte: Wenn dieses Interview erscheint, gibt es eine Explosion. Wollen Sie das wirklich? Ich dachte, Explosionen sind ja auch was Gutes – und ich bat ihn, mir das Interview in einem geschlossenen Umschlag zu schicken. Diesen Umschlag schickte ich ungeöffnet weiter an Thomas Bernhard, er sollte sagen, ob das erscheinen soll. Bernhard rief meine Mitarbeiterin Karin Bergmann an und sagte: »Muss unbedingt erscheinen, dieses Interview wird das Einzige sein, was von Claus Peymann übrig bleiben wird!«

ZEIT: Es wurde schließlich in der *ZEIT* gedruckt – und es gab die Explosion.

Peymann: Die Aufregung war gewaltig, alle dachten, das sei jetzt mein Ende. Ich machte eine Pressekonzferenz. Noch im Morgengrauen rief mich Thomas Bernhard an und fragte, was ich sagen wolle. Na ja, sagte ich, ich werde versuchen, mich zu entschuldigen. Das machen Sie nicht, sagte er. Er komme vorbei und werde mir eine Erklärung diktieren. Er kam. Und ich las dann genau seine Erklärung vor. Es war keine Entschuldigung, sondern ein Gegenangriff auf die konservativen Kreise Österreichs. Es war genau das Richtige. Danach war ich gerettet.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN CHRISTOPH AMEND UND STEPHAN LEBERT